



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Beatrice Adela Bradley, die sich in London einen Namen als Amateurdetektivin gemacht hat, beschließt, ihrer Heimatstadt über die Weihnachtsfeiertage den Rücken zu kehren und lässt sich kurzerhand aufs Land kutschieren. Im hügeligen Oxfordshire lebt ihr Neffe Carey Lestrange, der über Weihnachten mehrere Gäste in seinem Gutshaus versammelt hat. Die Stimmung unter den Besuchern der Farm ist entspannt, doch eine lokale Spuklegende sorgt für Aufregung. Vor allem, weil ein mysteriöser Brief dazu verlockt, dem kopflosen Geist um Mitternacht im benachbarten Städtchen aufzulauern. Das kaputte Auto von Mrs. Bradley macht dem Vorhaben zunächst einen Strich durch die Rechnung. Doch dann wird der Anwalt des Dorfes, der ebenfalls eine Nachricht des mysteriösen Briefeschreibers erhalten hat, tot am Fluss aufgefunden. Und Mrs. Bradley ist nicht die Einzige, die einen Mord wittert ...

GLADYS MAUDE WINIFRED MITCHELL, geboren 1901 in Oxfordshire, studierte in London Geschichte und arbeitete als Lehrerin, bevor sie 1929 die berühmte Detektivin Beatrice Adela Lestrange Bradley erschuf und ihr anschließend über sechzig Kriminalromane widmete. Gladys Mitchell war eine fundierte Kennerin der Werke von Sigmund Freud und begeisterte sich für Hexerei; neben Agatha Christie und Dorothy Sayers gehörte sie dem britischen Detection Club an und erhielt 1976 die höchste Ehrung der Crime Writer's Association.

DOROTHEE MERKEL

lebt als freie Übersetzerin in Köln. Zu ihren Übertragungen aus dem Englischen zählen Werke von Edgar Allan Poe, John Banville, John Lanchester und Nickolas Butler.

Gladys Mitchell

GEHEIMNIS AM
WEIHNACHTSABEND
Eine weihnachtliche Kriminalgeschichte

Aus dem Englischen
von Dorothee Merkel

KLETT-COTTA

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Dead Men's Morris« im Verlag Michael Joseph Ltd, London

© The Estate of Gladys Mitchell, 1936

Für die deutsche Ausgabe

© 2022, 2024 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: ANZINGER UND RASP Kommunikation GmbH, München

unter Verwendung einer Illustration von

Dieter Braun Illustration, Hamburg

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von

Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

ISBN 978-3-608-98818-5

E-Book ISBN 978-3-608-11941-1

INHALT

Erste Figur

FOSSDERS TORHEIT

Erstes Kapitel

Ausfallschritt ohne Tanzpartner in Stanton St John	9
--	---

Zweites Kapitel

Hoch das Bein auf dem Alten Hof	41
---------------------------------------	----

Drittes Kapitel

Wechselschritt in Sandford	67
----------------------------------	----

Viertes Kapitel

Eckenformation und Schlag auf Schlag in Iffley	94
--	----

Fünftes Kapitel

Kreuz und quer auf dem Alten Hof	116
--	-----

Sechstes Kapitel

Pirouetten am Flussufer	138
-------------------------------	-----

Zweite Figur

SIMITH AUF DEM SHOTOVER HILL

Siebtes Kapitel

Sprung und Hieb auf dem Shotover Hill	165
---	-----

<i>Achtes Kapitel</i>	
Reigen im Halbkreis auf einer Schweinefarm	195
<i>Neuntes Kapitel</i>	
Rücken an Rücken in Kensington	214
<i>Zehntes Kapitel</i>	
Formationswechsel in Stanton St John	235
<i>Elftes Kapitel</i>	
Munterer Reigen von Horsepath über Iffley nach Stanton St John	256
<i>Zwölftes Kapitel</i>	
Sprung und Hieb auf Roman Ending	284

Dritte Figur
NARRENTANZ

<i>Dreizehntes Kapitel</i>	
Stockklopfen auf dem Alten Hof	305
<i>Vierzehntes Kapitel</i>	
Eckenformation und Kapriolen in Stanton St John . . .	329
<i>Fünfzehntes Kapitel</i>	
Eckenformation und Gleichschritt in Garsington	350
<i>Sechzehntes Kapitel</i>	
Munterer Reigen auf Roman Ending	371
<i>Siebzehntes Kapitel</i>	
Karten auf den Tisch in Stanton St John	402

Erste Figur

FOSSDERS TORHEIT

Er beabsichtigt, seinen Anwalt aufzusuchen.

Va a ver su abogado.

Ich rate Ihnen, nichts über diese Sache verlauten zu lassen.

Le aconsejo a Vd. que no diga nada de ello.

*Charles Hugo,
Spanisches Konversationslexikon für Anfänger*

Erstes Kapitel

AUSFALLSCHRITT OHNE TANZPARTNER IN STANTON ST JOHN

»Schön vorsichtig, guter Mann!«, sagte Sir Selby Villiers.

»Lassen Sie ihn an Ihrem Ende ein wenig herab, George«, sagte Mrs. Bradley.

»Halt, nicht so flott, Kumpel!«, sagte der Fahrer des Lieferwagens.

»Nur noch ein paar Zentimeter«, sagte George. Sie ließen den sorgfältig verpackten Eberkopf auf den Gepäckträger von Mrs. Bradleys Automobil herab und schnallten ihn fest. Dann überprüften George und der Fahrer des Lieferwagens die Gurte, während Sir Selby Mrs. Bradley beim Einsteigen half.

»Frohe Weihnachten«, sagte er.

»Frohe Weihnachten«, sagte Mrs. Bradley.

»Frohe Weihnachten, George«, sagte Sir Selby und gab dem Chauffeur zehn Schilling.

»Vielen Dank, Sir. Ihnen auch frohe Weihnachten«, sagte George, salutierte kurz und nahm seinen Platz hinter dem Steuer ein.

»Das hätten wir, gnädige Frau«, sagte der Fahrer des Lieferwagens.

»Frohe Weihnachten«, sagte Mrs. Bradley, gab ihm ein Trinkgeld und verabschiedete sich inmitten dieser Atmo-

sphäre allgemeinen Wohlwollens, um zusammen mit George der Great West Road entgegenzufahren.

Das zwar nicht mehr ganz neue, aber einwandfrei funktionierende Automobil glitt durch Hammersmith und Chiswick und kletterte bei Gunnersbury die leichte Steigung zur Great West Road hinauf, die es jedoch alsbald wieder verließ, um bei Hounslow auf die Bath Road zu wechseln. George fuhr langsam durch Colnbrook und Maidenhead, kroch im Schnekkentempo durch Henley und behielt dann für den größten Teil der restlichen Strecke eine moderate Geschwindigkeit von achtundzwanzig Meilen die Stunde bei. Auf der Höhe von Headington Quarry bog er nach rechts auf eine Nebenstraße ab, die zum nördlichen Ende von Stanton St John führte. Es war halb vier Uhr nachmittags. Zwar herrschte immer noch Tageslicht, aber die Dämmerung begann sich bereits anzukündigen.

George hielt an der ersten Gaststätte, an der sie vorbeikamen, und klopfte an die Tür, um den Wirt nach dem Weg zu fragen. Als niemand antwortete, da man offenbar bereits geschlossen hatte, ging er um das Haus herum in den Garten, wo er den Wirt zusammen mit seiner Frau damit beschäftigt fand, ein paar Hühner zu rupfen und mit Küchengarn zusammenzubinden.

»Guten Tag«, sagte George. »Wären Sie wohl so freundlich, mir zu sagen, wo ich das Gehöft von Mr. Lestrange finde?«

»Aber gerne doch«, sagte der Wirt. Er tauchte seine übel riechenden Hände in einen Eimer mit Regenwasser und trocknete sie an der Schürze ab, die er sich umgebunden hatte.

»Da wird einem ziemlich kalt, bei dieser Arbeit, was?«,

sagte George, während sie zusammen zur Straße gingen. Der Wirt lachte.

»Na ja, dieses Weihnachten ist es nicht so schlimm wie in manch anderem Jahr, das kann ich Ihnen sagen! Wir haben hier in der Gegend kein fließend Wasser im Haus, wissen Sie. Also, Mr. Lestrange? Sie meinen wohl den Burschen, der Schweine züchtet und Bilder malt. Da müssen Sie nach dem Alten Hof fragen, so nennen wir den hier. Drehen Sie um, an der Kirche links und hinunter zum Postamt, dort kennt man den Weg sicher. Das würde Sie ja doch nur verwirren, wenn ich versuche, es Ihnen von hier aus zu erklären.« Er lächelte Mrs. Bradley zu. »Einen schönen Tag, gnädige Frau! Herrliches Wetter, nicht wahr? Wenn auch nicht grad der Jahreszeit entsprechend.«

George wendete den Wagen, fuhr vorsichtig durch die schmale Gasse, die an der langen, grauen Friedhofsmauer entlangführte und bog an einem kleinen Bauernhof links ab. Dahinter säumte eine Reihe von Cottages die Straße. Das Postamt, das sich durch einen deutlich lesbaren Schriftzug über dem schlichten Schiebefenster zu erkennen gab, war in einem recht kleinen Haus untergebracht, dessen Ziegelfassade sich grob und hässlich von den anderen Gebäuden aus freundlichem grauen Stein abhob.

Die Postmeisterin trat auf die Straße hinaus, um ihnen den Weg zu zeigen.

»Geradeaus, über den kleinen Bach, der da so lustig vor sich hin plätschert – den werden Sie die ganze Nacht hören, also gewöhnen Sie sich besser gleich daran, Ma’am, das kann ich Ihnen nur raten. Dahinter sehen Sie dann schon den alten Feldweg, der rechts abgeht. Der wird Ägypterweg genannt,

fragen Sie mich nicht, warum. Da biegen Sie ein, und dann sind Sie auch schon am Ziel.«

Sie fuhren etwa zweieinhalb Meilen in recht gemächlichem Tempo die leicht abfallende Straße hinab und trafen schließlich auf einen grasüberwachsenen, schmalen Feldweg, der im rechten Winkel von der Straße abging und von tiefen Wagenfurchen durchzogen war. Er schien an einem Haus vorbeizuführen, das sie hinter einer Reihe von Ulmen erkennen konnten, und dann in einen kleinen Wald zu münden.

George hielt den Wagen an und stieg aus.

»Es tut mir sehr leid, Madam, aber ich fürchte, ich habe die richtige Abzweigung verpasst. Ich glaube, wir sind zu weit gefahren.«

»So ein Pech«, sagte Mrs. Bradley teilnahmsvoll. Sie kurbelte das Fenster noch ein Stück weiter hinunter und steckte den Kopf hinaus. George trat höflich zur Seite. »Dieser Ort stimmt nicht mit der Beschreibung überein, die man uns gegeben hat, so viel steht fest«, sagte sie, »und ... George, sehen Sie nur, dort drüben ist ein Kampf im Gange! Kommen Sie, lassen Sie uns mitmachen!«

»Davon würde ich wirklich abraten, Madam«, sagte George alarmiert. »Denken Sie nur an damals in Spanien, als ...«

»Unsinn«, sagte Mrs. Bradley. Doch da ihr Chauffeur nicht gewillt zu sein schien, ihr behilflich zu sein, öffnete sie selbst die Tür und rannte mit forschen, kurzen Schritten quer über die Felder. George warf seine Mütze ins Auto und trottete ihr wie ein treuer Hund hinterher, bewahrte dabei jedoch immer einen respektvollen Abstand, nicht zuletzt deshalb, weil ihn seine Gamaschen beim Laufen behinderten.

Es wurde bereits dunkel, doch Mrs. Bradleys weitsichtige

Augen hatten sie nicht getäuscht. Vor einem Schweinestall, in einem Feld, das unmittelbar an das Haus angrenzte, trugen ein alter und ein junger Mann einen grimmigen Kampf aus. Der Alte war mit einem Gehstock bewaffnet, einem schweren hässlichen Ding aus Schwarzdorn. Der Jüngere hielt einen Eimer in der Hand, den er als Schutzschild benutzte, während er gleichzeitig laut und ärgerlich auf seinen Kontrahenten einredete. Es war offensichtlich, wer von den beiden der Angreifer war.

Mrs. Bradley, die etwa zehn Meter entfernt stand, konnte gar nicht genug bewundern, mit welch geradezu wissenschaftlichem Geschick der junge Mann den Eimer gegen den schweren Stock zur Verteidigung ins Feld führte. Schlag auf Schlag klatschte mit lautem Scheppern auf den Eimer, während der junge Mann mit großer Gewandtheit jedem der mordlustigen Angriffe auswich. Plötzlich bemerkte der Alte Mrs. Bradley und George und drehte sich mit einem bitterbösen Blick zu ihnen um.

»Das ist unbefugtes Betreten!«, rief er und ließ den Schwarzdornstock sinken. »Was wollt ihr Halunken auf meinem Land?«

»Friede, Friede«, sagte Mrs. Bradley mit sonorer Stimme.

»Sie haben ja wohl nicht mehr alle Tassen im Schrank«, sagte der alte Mann und hob den Stock wieder in die Höhe. »Scheren Sie sich fort, bevor ich Ihnen eine verpasse!«

George stellte sich vor seine Dienstherrin, aber Mrs. Bradley schob ihn zur Seite.

»Ich suche meinen Neffen, Carey Lestrange«, sagte sie und betrachtete den vor Wut schäumenden Alten mit dem nüchternen Interesse eines wohlgesättigten Alligators, der sich in

der Sonne aalt. Der Mann hatte seinen Stock so fest gepackt, dass seine Knöchel weiß waren.

»Carey Lestrange?«, fragte der Jüngere und trat vor, ohne sich im Geringsten darum zu kümmern, dass er sich dadurch in eine gefährliche Nähe zu dem Schwarzdornstock begab. Er stellte den Eimer auf die Erde und wies mit dem Daumen nach Westen. »Der wohnt nicht hier, sondern auf dem Alten Hof. Dieses Gehöft hier heißt Roman Ending.«

Der junge Mann war kräftig gebaut und machte einen un gehobelten Eindruck, doch irgendetwas an seiner Erscheinung wirkte vertraut auf Mrs. Bradley.

Aber ich habe ihn bestimmt noch nie gesehen, dachte sie bei sich, während sie ihn begutachtete. »George ...«, sagte sie.

»Das Holbein-Porträt seiner Hoheit, König Heinrich VIII., Madam«, antwortete George zuvorkommend.

»Du liebe Güte, George!«, sagte Mrs. Bradley beeindruckt. Vor dem Hintergrund dieser neuen Erkenntnis nahm sie ihre eingehende Betrachtung wieder auf. Kein Zweifel, in den massigen, breiten Wangen und den kleinen Schweinsäuglein, die sie da vor sich hatte, lag weit mehr als nur eine flüchtige Ähnlichkeit zu dem von George genannten Porträt.

Der alte Mann hingegen erinnerte eher an einen Holzapfel. Er trat einen Schritt vor, begegnete Mrs. Bradleys Blick mit einem hasserfüllten Glotzen und sagte: »Ihr habt die Abzweigung verpasst! Wart ihr etwa zu blöd, um nach dem Weg zu fragen?«

»Gewiss«, sagte George, pflanzte seine gamaschenbestückten Beine breit auseinander und musterte den Alten mit einem kalten Blick.

»Bist wohl ein Trottel, was?«, verlangte der Holzapfel zu

wissen, wobei er ihm mit dem Schwarzdornstock vor dem Gesicht herumfuchtelte.

»Ja«, sagte George. »Aber immerhin bin ich in der Lage, mich einer höflichen Sprache zu bedienen - etwas, dessen Sie nicht fähig zu sein scheinen. Und«, fügte er hinzu, »wenn dieser junge Bursche hier Hilfe dabei braucht, Sie in den nächsten Graben zu schmeißen, kann er auf mich zählen. Na, was sagen Sie jetzt, Sie verschrumpelte alte Wurstpelle?«

»Aber, aber«, sagte Mrs. Bradley mit einem hämischen Kichern. »Wir wollen doch nicht gleich so kampflüstern werden, George. Das steht diesen Gamaschen gar nicht gut zu Gesicht! Weisen Sie uns den Weg, bitte«, sagte sie zu dem jüngeren Mann.

»Fahren Sie zur Straße zurück, dann ein Stück den Hügel hinunter, bis Sie zu einer Weggabelung kommen, kurz bevor der Bach eine Biegung macht ...«

»Ah, ja, der plätschernde Bach«, sagte Mrs. Bradley, an die Frau aus dem Postamt denkend.

»Dann geht's den Hügel hinauf«, fuhr der junge Mann fort, »und von dort sehen Sie es dann auch schon. Die grauen Mauern des Hauses sind auf der anderen Seite des kleinen Waldes dort drüben deutlich zu erkennen. Sie können es eigentlich gar nicht verpassen. Lestrange ist ein Freund von uns. Sagen Sie ihm, er soll uns bald mal zusammen mit Ihnen besuchen kommen. Es würde mich freuen, Sie wiederzusehen.«

Zu Mrs. Bradleys Überraschung schloss sich der Alte dieser Einladung an, wenn auch auf seine eigene, griesgrämige Weise.

»Ja, schauen Sie vorbei. Dann können Sie mal sehen, wie man das richtig macht, das Schweinezüchten. Der da drüben

mit seinen neumodischen Schnapsideen! Skandinavischer Firlefanz! Ich halte es da lieber mit ehrlichem britischen Schinken, sag ich ihm immer. Aber ja, schauen Sie ruhig noch mal vorbei, schadet ja nichts.« Er drehte sich zu dem jüngeren Mann um. »Das hier ist mein Neffe. Er ist nicht grad eine Schönheit, und die Mädels fliegen auch nicht auf ihn, aber er kriegt mein Geld, wenn ich mal nicht mehr bin, und kann dann damit tun und lassen, was er will. Einen schönen Tag noch. Ah, und frohe Weihnachten. Das sollte ich Ihnen wohl auch noch wünschen, also tue ich das hiermit, und nun machen Sie, dass Sie fortkommen, los!«, fügte er am Ende seiner Rede ganz plötzlich mit einer Art zornigem Kreischen hinzu.

»Danke, das wünsche ich Ihnen auch«, sagte Mrs. Bradley. »Ich freue mich darauf, Sie besser kennenzulernen, Mr ...?«

»Smith. Und der hier heißt Tombley. George William Tombley.« Er schenkte seinem Neffen ein säuerliches Lächeln.

»Geraint Wilfred Tombley«, korrigierte ihn der junge Mann mürrisch. »Auf diesen Namen bin ich in der Kirche von Cowley getauft worden. Nächsten Februar ist das sechs- und zwanzig Jahre her.«

Mrs. Bradley und George gingen langsam zum Auto zurück.

»Es ist kalt, George«, sagte Mrs. Bradley. George schaute zum Himmel hinauf.

»Es wird bald schneien, denke ich, Madam«, sagte er, »und auch sehr dunkel werden.« Er half ihr über den Zauntritt. »Das ist eine recht ansprechende Landschaft hier, aber *alt*, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Nur zu gut, George«, antwortete Mrs. Bradley. »Thor und Odin, und der schlummernde Karl der Große.«

»Nein, Madam, noch älter als das. Sanfter, wenn ich das so ausdrücken darf, und auch ein wenig subtiler, scheint mir. Aber ich bin natürlich in London geboren und werde mich nie an das Landleben gewöhnen können. Und doch ist es eine ansprechende Landschaft. Sehr ansprechend, fürwahr. Aber die Hügel, Madam! Es kommt mir vor, als gliche jeder einzelne von ihnen dem Leviathan aus der Schöpfungsgeschichte. Von gerundeter Gestalt zwar, aber doch auch eine Art Schuppentier, will mir scheinen.«

»Ein allmächtiges, gütiges Schuppentier«, murmelte Mrs. Bradley gedankenverloren. »Sie brauchen einen Drink, George. Den haben Sie sich verdient. Und wenn wir unseren Bestimmungsort gefunden haben, sorge ich dafür, dass Sie ihn auch bekommen.«

»Danke, Madam«, sagte George.

Carey Lestrangle, ein Neffe von Mrs. Bradleys erstem Ehemann, war ein junger Mann mit grauen Augen, der eine derart dicke Flanellhose trug, dass es beim ersten Blick so aussah, als handelte es sich dabei um Gamaschen aus Bärenfell. Seine übrige Kleidung bestand aus einem leuchtend blauen Pullover und einer sehr alten Tweedjacke mit ausgebeulten Taschen, die den anrüchigen Eindruck erweckte, als habe er darin geschlafen. Er hatte lange, wohlgeformte, nikotinverfärbte Finger und eine elfenartige Haarlocke vor der Stirn, die ihm sehr gut zu Gesicht stand. Mrs. Bradley hegte den Verdacht, dass er sie absichtlich so abgerichtet hatte, dass sie ihm mit künstlerischem Flair ins Auge fiel. Jedenfalls hatte

er die Angewohnheit, sich die Locke mit einer malerischen Geste aus dem Gesicht zu streichen – eine Angewohnheit, die, da war sich Mrs. Bradley sicher, in die Kategorie des sogenannten angelernten Verhaltens gehörte. Er legte dabei nämlich keinerlei Ungeduld an den Tag, sondern schien dieser bedeutungsvollen Geste großen Wert beizumessen. Jedes Mal, wenn die Elfenlocke ein wenig verrutschte, hob der junge Mann seine farbfleckte, schmutzige Hand und schob sie wieder an ihren angestammten Platz.

»Mein lieber Carey«, sagte Mrs. Bradley, nahm seinen Arm und drückte ihn voller Zuneigung. Sie hatte das große Glück, von sich behaupten zu können, dass sie ihre gesamte Verwandtschaft gernhatte. Manche fand sie amüsant, das ließ sich nicht leugnen, aber sie genoss die geistige Anregung, die ihr das verschaffte, und war darüber hinaus mit einer beneidenswert objektiven Beobachtungsgabe und Denkweise gesegnet. Das führte dazu, dass sie nur sehr selten in die Verlegenheit geriet, jemanden nicht leiden zu können oder sich über jemanden zu ärgern. Für ihren Neffen Carey empfand sie nicht nur eine große persönliche Wertschätzung, sondern auch Respekt. Er verfügte über nahezu sämtliche Charaktereigenschaften, die sie an ihrem ersten Ehemann so zu schätzen gewusst hatte. Genau wie sein Onkel war er ein sehr fleißiger Mensch und außerdem – trotz seines nachlässigen Auftretens – ein hervorragender Geschäftsmann. Er leitete nicht nur einen experimentellen Schweinemast-Betrieb, sondern malte auch Plakate und – gelegentlich – Bilder. Tatsächlich hätte er sich sogar als Porträtmaler einen Namen machen können, wenn er hinsichtlich seiner Modelle nicht so wählerisch gewesen wäre. Zum Beispiel ließ er sich nur selten dazu

herab, eine Frau zu malen. Er möge keine Frauengesichter, sagte er. Allerdings hatte er ein Porträt von Mrs. Bradley angefertigt, und zwar auf seinen eigenen Wunsch hin und nicht auf den ihren. Das überaus abstoßende Resultat verschaffte ihnen beiden beträchtliches Vergnügen.

Er zog seiner Tante einen Lehnstuhl vor das Kaminfeuer im Wohnzimmer und forderte sie, nachdem er sich selbst auf die Kaminbank gesetzt hatte, auf, seine Möbelsammlung zu bewundern. Es gab eine Bibeltruhe aus dem sechzehnten Jahrhundert, eine Anrichte aus dem jakobinischen Zeitalter und einen Stuhl aus der Epoche Karls II.

»Wenn ich Besuch habe, stelle ich mich immer abwechselnd vor eins dieser Möbelstücke«, sagte er. »Dabei komme ich mir dann vor wie eine Mutter, die versucht, ihre Töchter vor den Vandalen zu beschützen. Stell dir vor, Tante Adela, es kommen tatsächlich Leute her, die sich auf diesen Stuhl da setzen würden, wenn ich das zuließe.«

Mrs. Bradley gab ein meckerndes Lachen von sich.

»O, und übrigens«, fügte er hinzu, während er sich erhob, »was möchtest du, dass wir mit den zehn Zentnern Kohle tun, oder was auch immer das gewesen sein mag, was wir vom Gepäckträger deines Autos heruntergehievt haben? Momentan steht das Ding in der Eingangshalle und wartet auf deine Anweisungen.«

»O ja, der Eberkopf«, sagte Mrs. Bradley. »Wo ist eigentlich dein Freund Hugh? Ich dachte, er würde zu Weihnachten hier sein.«

»Das ist er auch, genau wie der junge Denis. Die zwei sind nach Oxford auf den Markt gefahren. Ach, und noch was, Tante Adela, es tut mir leid, aber wir können George nicht

im Haus unterbringen. Ich fürchte, es wird etwas eng werden. Es kommen nämlich ein paar Mädels und dann noch so eine schreckliche Zecke namens Pratt, der Verlobte von einem der Mädchen. Ich denke, sie werden für ein oder zwei Tage bleiben, deshalb haben wir nicht genug Platz. Macht dir das was aus?«

»Ein paar Mädels!«, sagte Mrs. Bradley. »Und ich dachte, du hättest mich allein um meiner selbst willen eingeladen und nicht, um einer Schar Gören als Anstandsdame zu dienen. Die werden mich wahrscheinlich, wenn sie sich in meiner Abwesenheit über mich unterhalten, nur ›diese alte Schabracke‹ nennen, wenn sie mich mögen, oder ›die Cenci‹, wenn sie mich nicht mögen.« Sie stand auf, betrachtete ihren Neffen mit dem Blick einer gut gelaunten Schlange und verpasste ihm einen fröhlichen Stups in die Seite. Dann lachte sie grell und ging abrupt zur Tür.

»Komm, mein Kind, hilf mir, den Eberkopf in die Küche zu tragen, und dann zeig mir mein Zimmer.«

»Dein Zimmer? Ja, natürlich«, sagte Carey. »Die Waschgelegenheiten sind hier leider etwas primitiv, aber die sanitären Einrichtungen – sofern man sie so nennen kann – sind immerhin im Haus und nicht draußen vor der Tür. Mrs. Ditch wird dir alles zeigen. Eine äußerst nützliche Person. Sie führt den Haushalt und ihr Mann und ihr jüngster Sohn kümmern sich um meine Schweine. Sie hat auch noch andere Kinder – ein Mädchen, das nicht viel älter als achtzehn Jahre alt ist und drüben auf dem Hof vom alten Smith arbeitet, und drei weitere Jungs, die alle über zwanzig sind, glaube ich. Nette Leute. Stammen ursprünglich aus Headington. Mrs. Ditch ist wie eine Mutter für mich. Ich rufe sie mal.«

Er hob den Kopf und jodelte. Das Geräusch, das ursprünglich dazu erfunden worden war, um weithin über die Bergtäler zu erschallen, gellte durch das stille Haus wie ein Trompetenstoß. Mrs. Ditch kam hastig herbeigelaufen. Sie hatte kluge Augen, ein ansprechendes Äußeres, graue Haare und kühne Gesichtszüge – ein Frauentypus, wie man ihn in dieser Gegend häufig antraf. Ihre Haut war von den vielen Stunden, die sie bei jedem Wetter draußen verbrachte, faltig und rau geworden und hatte jenen roten Farbton, wie er für eine Bäuerin mittleren Alters typisch ist. Sie hatte quadratische, maskuline Hände, mit zahlreichen Narben an den Fingern, die vom Kartoffelschälen herrührten und die dadurch, dass sie die Wunden dann jedes Mal in heißes Seifenwasser getaucht hatte, noch tiefer geworden waren. Ihr Auftreten entsprach ihrer Erscheinung. Es war nicht das einer Bediensteten, aber dennoch respektvoll.

Sie nahm eine der Kerzen, putzte den Docht, zündete sie an und betrachtete den Jodler voller Zuneigung.

»Hören Sie, Mrs. Ditch, könnten Sie meiner Tante wohl ihr Zimmer zeigen? Ich weiß nicht, welches Sie ihr zugeteilt haben, aber ich nehme mal an, es ist fertig?«, fragte Carey.

»Mrs. Bradley bekomm...en das Zimmer über diesem hier, Ma'am«, sagte Mrs. Ditch, indem sie den Satz höflich zwischen ihren beiden Zuhörern aufteilte. »Das ist ein sehr gutes Zimmer. Die jungen Mädels, die haben weichere Knochen als Sie in Ihrem Alter, würd ich sagen. Wollen Sie mir folgen, Ma'am? Ich leuchte Ihnen, sonst stolpern Sie noch im Dunkeln.«

Sie hielt die Kerze hoch, damit Mrs. Bradley den Weg aus dem Wohnzimmer und die Treppe hinauf erkennen konnte.

Sorgfältig beleuchtete sie jede einzelne Stufe und ging dann durch den schmalen, steinernen Flur zu Mrs. Bradleys Zimmer voraus.

»Da wären wir«, sagte sie herzlich, während sie die Kerze auf einer alten Kommode abstellte. »Soll ich die Vorhänge zuziehen oder möchten Sie, dass ich sie offen lasse? Von draußen kann Sie niemand sehen, das weiß ich genau, aber ich ziehe sie gerne zu, wenn Sie möchten.«

»Nicht zuziehen«, sagte Mrs. Bradley.

»Essen gibt es um sieben, zusammen mit Master Denis«, sagte Mrs. Ditch, bevor sie das Zimmer verließ. Sie schloss leise die Tür hinter sich, und Mrs. Bradley konnte hören, wie sie mit würdevollen Schritten den Flur entlang verschwand.

Das Schlafzimmer war schlicht und ordentlich eingerichtet. Mehrere dicke, bunte Teppiche bedeckten den kalten Steinboden, das Bett war relativ neu, und es war auch ein ausreichend großer Kleiderschrank vorhanden. Der Nachttisch diente gleichzeitig als drehbares Bücherregal, und im Kamin brannte ein glühend rotes Feuer, sodass es im Zimmer angenehm warm war.

Carey und Mrs. Ditch, das ergibt zusammen eine feine Kombination, dachte Mrs. Bradley. Sie ging zum Fenster und sah hinaus. Vor ihr lag, in der Dämmerung nur schwach zu erkennen, ein Feld, das offenbar als Magerweide diente, und dahinter die Straße, die durch das Dorf und hinauf zur Kirche führte. Sie glaubte, so gerade eben noch den gedrungenen Kirchturm in der Ferne ausmachen zu können. Die gewaltige, blaugrüne Ausdehnung des Stanton Great Wood konnte sie von ihrem Fenster aus dagegen nicht sehen, da dieser hinter dem Haus lag. Irgendwo in der Nähe war inmitten der stillen,

einsamen Landschaft der winterliche Gesang des Baches zu hören. Das Gurgeln des rasch dahinfließenden Wassers erfreute ihr Herz, denn es erinnerte sie an die Hochzeitsreise, die sie in den Süden Frankreichs gemacht hatte, als sie jung und verliebt gewesen war.

Unmittelbar unter dem Fenster breitete sich der kiesbedeckte Innenhof aus, auf dem es, seit Carey den Betrieb leitete, weder Misthaufen noch Abfall noch in sich zusammen gesunkene, halb verfaulte Heuhaufen oder krächzendes, nach Essensresten suchendes Geflügel gab. Stattdessen konnte sich der Vorplatz sogar eines schmalen Blumenbeets rühmen, das sich an der Hausmauer entlangzog.

Im nächsten Moment wurde an die Tür geklopft, und zwar im Rhythmus der ersten Takte von Händels Largo in G-Dur. Mrs. Bradley ging zum Kaminfeuer hinüber und bat ihren Besuch, einzutreten. Es war Carey, der geklopft hatte, doch er war nicht allein. Unmittelbar hinter ihm trat Hugh Kingston ein, den sie schon früher einmal im Haus von Careys Mutter kennengelernt hatte. Hugh war ein gut aussehender Mann mit schmalem Mund, größer als Carey und in einen grünen Anzug gekleidet, der aus Jacke und Knickerbocker bestand.

»Wie geht es Ihnen, Mrs. Bradley?«, fragte er. »Ich nehme an, wir sind über Weihnachten Leidensgenossen. Seit meiner Ankunft musste ich ununterbrochen schuften. Dieser Mann ...«, er zeigte auf Carey, der die Tür hinter sich geschlossen hatte und sich nun mit dem Rücken dagegenlehnte, »hat alle möglichen Arbeiten aufgespart, die über das Jahr angefallen sind, und zwingt mich jetzt, ihm dabei zu helfen.«

»Und was habt ihr mit Denis gemacht?«, fragte Mrs. Bradley. Ihr Großneffe war zwölf Jahre alt, und sie fand ihn nicht

nur äußerst unterhaltsam, sondern hatte ihn auch sehr ins Herz geschlossen.

»Er wird wohl wieder Weihnachtslieder auf seiner Oboe üben«, sagte Hugh. »Das ist ein Musikinstrument, ein sogenanntes«, erklärte er als Antwort auf Careys entsetzten Blick. »Das Ding macht Geräusche wie ein zeitgenössischer Dichter, der unter unerträglichen Schmerzen leidet.«

»Zeitgenössische Dichter haben nie Schmerzen«, sagte Mrs. Bradley vorwurfsvoll. »Und auch keine Hemmungen. Aber wer hat Denis denn beigebracht, Oboe zu spielen?«

»Ich glaube, es war Priest, der Kerl, der sich auf Simiths Farm um die Schweine kümmert.«

»Priest kann Oboe spielen?«, fragte Carey. »Gute Güte! Wenn ich Simith wäre, würde ich diesen Kerl sofort feuern! Wobei ich eigentlich hoffe, dass er das nicht tut, weil ich Priest im Moment nicht leicht entbehren kann. Er sitzt für mich Modell, für eine Reihe von Londoner Plakaten, die als Werbung für Landausflüge gedacht sind.«

»Ich finde, er sieht eher aus wie das Mitglied einer Räuberbande«, sagte Hugh. »Aber wenn er tatsächlich ein Musikus ist, dann kann er dir ja vielleicht ein paar Jodel-Tipps geben. Und wo wir gerade beim Jodeln sind – wann bekommt denn Mrs. Bradley endlich eine Tasse Tee und ein bisschen was zu essen?«

»Der Tee müsste mittlerweile fertig sein«, sagte Carey. »Ich habe Mrs. Ditch gebeten, sich bereitzuhalten. Ich werde sie herbeijodeln.«

Er hatte in der Zwischenzeit auf dem Bett Platz genommen, Mrs. Bradley zu sich herabgezogen und sich über ihren Kopf hinweg freundschaftlich mit Hugh unterhalten. Nun

holte er tief Luft und jodelte lange und laut. Gleich darauf erschien Mrs. Ditch mit einem schwer beladenen Tablett.

»Fantastisch, Mrs. Ditch!«, sagte Hugh, der nicht zum ersten Mal in diesem Haus zu Besuch war. »Sie denken wirklich an alles!«

»Das tut Master Carey auch, jawohl!«, sagte Mrs. Ditch so leidenschaftlich, dass es fast komisch wirkte – als müsse sie ihn gegen üble Nachrede in Schutz nehmen. »Er war es ja schließlich, der mir aufgetragen hat, den Tee aufzusetzen.«

»Ah, aber ich bin bei Ihnen in die Lehre gegangen, Mrs. Ditch«, sagte Carey. »Sie sind der Engel, der über mein beseres Ich wacht. Aber was haben Sie mit dem jungen Scab gemacht?«

»Master Denis hat ganz allerliebst zum Tanz aufgespielt, und jetzt jagt er in der Gegend umher und spielt Schmuggler. Ich weiß die halbe Zeit nicht, was er treibt, aber er ist ein lieber kleiner Junge!«, sagte Mrs. Ditch. »Und musiziert so wunderschön.«

»Auf seiner Oboe?«, fragte Mrs. Bradley. Sie war fest entschlossen, Hughs womöglich frei erfundenen Behauptungen zu diesem geheimnisvollen Instrument auf den Grund zu gehen.

»Sie meinen doch nicht etwa seine kleine Trommel«, fragte Mrs. Ditch, »und seine kleine Pfeife?«

»Wohl eher nicht«, sagte Mrs. Bradley. »Was ist eine Oboe?«, fragte sie dann mit unterdrückter Stimme ihren Neffen. Carey zuckte mit den Schultern und grinste.

»Er spielt die Violine«, klärte Hugh sie nun auf. »Und gar nicht mal so schlecht, für einen kleinen Jungen.«

»Das will ich meinen!«, sagte Mrs. Ditch. »Aber die anderen

machen sich Sorgen wegen Mr. Tombley. Sie sagen, er hätte das Tanzen aufgegeben. Ich kann mir gar nicht vorstellen, warum. Er ist ein großartiger Tänzer und schlägt auch herrliche Kapriolen. Er behauptet, sein Onkel mag es nicht, wenn er tanzt, aber das ist doch bestimmt Unsinn!«

»Also, diese Leute, ehrlich«, sagte Hugh, nachdem Mrs. Ditch sich zurückgezogen hatte. Mrs. Bradley trank Tee und aß eine dünne Scheibe Brot mit Butter. Ihr Neffe kaute geräuschvoll ein paar Kekse. Hugh lehnte sich gegen die Tür.

»Ich denke, wir sollten unsere Gesellschaft besser auf Fay, Jenny und dieses Furunkel von Pratt beschränken«, sagte Carey. »Den müssen wir wohl einladen, fürchte ich, denn Fay hat anscheinend tatsächlich beschlossen, das Aufgebot zu bestellen.«

»Hat sie das? Jetzt schon?«, fragte Hugh. »Ich dachte, sie hätte sich in deinen Schweine züchtenden Nachbarn Tombley verguckt.«

»Der, der das Tanzen aufgegeben hat?«, fragte Mrs. Bradley. »Wir reden vom Morris-Tanz, musst du wissen. Aber ja, genau der. Vielleicht sollten wir ihn auch einladen. Wobei. Das können wir wohl schlecht machen, wegen Pratt. Auch wenn ich nicht ganz begreife, wie du dir eine Frau zur Gemahlin aussuchen konntest, deren Schwester ein solcher Schafskopf ist, dass sie sich mit einem wie Pratt abgibt«, sagte Carey. Hugh grinste.

»Eigentlich kann man nicht wirklich von Schwestern reden. Jenny ist nämlich ein uneheliches Kind«, erklärte er, an Mrs. Bradley gewandt. »Außerdem fürchte ich, dass meine Hochzeit mit ihr noch in weiter Ferne liegt. Erst muss ich genug Geld verdienen.«

»Ich hoffe, du wirst Jenny mögen, Tante Adela«, sagte Carey.

Mrs. Bradley lächelte und kniff ihn ins Knie. »Wie auch immer«, fuhr Hugh fort und wandte sich wieder an Carey. »Du kannst unmöglich alle mit dem Motorradgespann abholen.«

»Das weiß ich doch. Außerdem ist es *deine* Aufgabe, diese hübsche Fuhré herzubringen. Leih dir Tante Adelas Auto-mobil. Das Ding ist zwar alt, aber es fährt sich noch ganz gut, sonst hätte es den Weg hierher wohl kaum geschafft.«

»Das ist eine gute Idee. Aber George soll fahren, nicht Hugh«, sagte Mrs. Bradley in einem Tonfall, der keine Wi-derrede duldet. »Wann treffen die jungen Leute denn ein?«

»An Heiligabend. Also übermorgen«, antwortete Carey. »Aber Hugh holt sie erst nach dem Abendessen ab. Und wo wir gerade vom Abendessen sprechen, Hugh, ziehen wir uns nun was Schickes an oder nicht? Tante, wie wirst du es halten?«

»Wir müssen uns schick machen«, sagte Hugh, bevor Mrs. Bradley antworten konnte. »Mrs. Ditch hat einen entspre-chenden Befehl erteilt. Als sie erfuhr, dass deine Tante zu Be-such kommt, hat sie zu mir gesagt: ›Wie schön für Sie. Da können Sie Ihren eleganten schwarzen Anzug mit dem wei-ßen Hemd anziehen. Ich denke immer, die Herren sehen so gut aus, in ihrer Abendgarderobe!‹ Finster, findest du nicht?«

»Apropos finster«, sagte Carey. »Der alte Fossder, dein zu-künftiger Schwiegervater ...«

»Schwiegeronkel«, berichtigte ihn Hugh.

»Entschuldige. Dein zukünftiger Schwiegeronkel hat einen sehr seltsamen Brief bekommen, zusammen mit zweihundert Pfund..«

»O mein Gott. So eine anonyme Schmiererei, meinst du?«

»Nein, nicht ganz. Der Brief war zwar anonym, das stimmt, aber im Innern befanden sich zwei mit Bleistift gezeichnete Wappen. Das eine trug ein Kreuz und das andere ein Gittermuster. Das Ganze kam mit der Post, in einem Umschlag, der in Reading frankiert worden war. Pratt hat mir das erzählt, als ich letzten Sonntag rübergefahren bin, um die Einzelheiten für dieses Weihnachtswochenende zu klären. Er fand die Zeichnungen viel beeindruckender als die zweihundert Pfund.«

»War ja klar, dass Pratt *das* beeindruckend findet. Ist so was nicht eine Art Steckenpferd von ihm? Früher waren es noch Kreuzworträtsel, jetzt sind es merkwürdige archäologische Funde und Folklore und was nicht sonst noch alles. In Wirklichkeit hat er natürlich überhaupt keine Ahnung, aber er schmökert halt rum und sammelt alle möglichen Informationsfetzen, die er dann unbedingt weitererzählen will«, sagte Hugh. »Nicht mir, aber den Mädels. Er weiß, dass ich mir das nicht gefallen lassen würde!«

»Sicher nicht«, meinte Carey mit einem breiten Grinsen, »wo du doch die Fackel der Wissenschaft hochhältst.«

Mrs. Ditch klopfte an der Tür.

»Hallo?«, fragte Carey.

»Ich wollte Ihnen nur sagen, Ma'am, dass das Wasser jetzt heiß ist, für Ihr Bad, falls Sie eins nehmen wollen, nach Ihrer Fahrt im Automobil.«

»Danke«, sagte Mrs. Bradley. Sie stand auf und wies ihre beiden Knappen zur Tür hinaus. Nachdem die jungen Männer verschwunden waren, traf sie die nötigen Vorbereitungen für ihr Bad. Als sie wenig später Mrs. Ditch den steinernen Flur entlang folgte, blieb diese plötzlich stehen.

»Kommen Sie gefälligst dort heraus, Master Denis! Was stellen Sie bloß als Nächstes an! Und dann noch in Ihren besten Kleidern!«

Mrs. Bradleys Großneffe krabbelte aus einem riesigen Schrank, der in die Wand eingelassen war. Er machte einen etwas zerknitterten, aber sehr entschlossenen Eindruck. Er war ein ernstes, aufrichtiges und intelligentes Kind, und diese Eigenschaften hatten Auswirkungen auf alles, was er tat, zum Guten wie zum Schlechten.

»Immerhin habe ich jetzt bewiesen, dass das hier nirgendwo hinführt«, sagte er. »O, hallo Tante Bradley! Wie geht es George?« Er trat zu ihr und schüttelte ihr feierlich die Hand.

Mrs. Bradley kicherte und stieß ihn in die Rippen. »Hallo! Wie geht es dir denn so?«, fragte sie.

»Ich bin auf Diät«, antwortete Denis. »Ich muss Platz schaffen, damit ich mich an Weihnachten so richtig vollstopfen kann.«

Beim Abendessen drehte sich das Gespräch um Verbrechen.

»Ihr könnt hier in der Gegend unmöglich über Verbrechen Bescheid wissen«, sagte Hugh, als die Diskussion ihren Zenit eigentlich schon überschritten hatte. »Die Dorfbewohner können schließlich jederzeit ein Schwein töten, um Dampf abzulassen. Das macht bestimmt einen großen Unterschied.«

»Tante Bradley«, sagte Denis, wobei er sein Glas schief hielt und den Ingwerwein betrachtete, der sich darin befand. »Würdest du sagen, dass du von Morden verfolgt wirst?«

»Ich hoffe nicht«, antwortete Mrs. Bradley. Sie lachte merckernd und ließ sich von Mrs. Ditch eine zweite Portion gekochten Schinken mit Wintergemüse reichen. Begonnen

hatte das Mahl mit Schinkenpastete. Der nächste Gang sollte aus gebratener Blutwurst und Kartoffelpüree bestehen.

»In dieser Gegend gibt es meilenweit nichts als Leute, die Schweine züchten, Schweine essen und über Schweine reden«, sagte Carey. Als Mrs. Bradley nach unten gekommen war, hatte er ihr so schonend wie möglich beigebracht, wie das Menü für diesen Abend und das Frühstück am nächsten Morgen aussehen würde. »Aber am ersten Weihnachtsfeiertag gibt es einen Kapaun und sogar Fisch, wenn du möchtest«, sagte er jetzt. »Wir haben uns überlegt, dass wir morgen mit dem Motorradgespann zum Markt nach Oxford fahren und uns dort einen ganzen Heilbutt oder etwas Ähnliches kaufen, und auch ein paar Garnelen. Wenn wir Garnelen und Oliven und ein oder zwei Sardinen haben, können wir so tun, als wären das unsere Horsd’œuvres.«

»Oder wir nehmen Truthahnleber«, sagte Denis hilfsbereit. Er trank ein wenig Ingwerwein. »Wie auch immer, Tante Bradley, du glaubst aber schon, dass es Leute gibt, die von Morden verfolgt werden, nicht wahr? *Ich* bin jedenfalls fest davon überzeugt. Im Grunde genommen habe ich das sogar so gut wie bewiesen..«

»An der Theorie könnte was dran sein, weißt du«, sagte Carey. Er jodelte nach Mrs. Ditch, damit diese den dritten Gang brachte und mitnahm, was vom gekochten Schinken und dem Wintergemüse übrig geblieben war. »Wie wär’s mit einer netten, gruseligen Spukgeschichte, Tante Adela?«

»Oder einem Vortrag über die gefährlichen Geisteskranken, die Ihnen so über den Weg gelaufen sind, Mrs. Bradley?«, sagte Hugh mit einem Grinsen.

»Oder beides!«, sagte Denis mit vollem Mund. Er schluckte

den Bissen hinunter und wischte sich das Fett von den Lippen. »Aber noch besser fände ich es, wenn es im Dorf einen echten Mord geben würde. So ein richtig toller Mord«, fuhr er voller Enthusiasmus fort, »damit sich das Weihnachtsfest auch lohnt. Was meinen Sie, Mrs. Ditch?«

»Also ich glaube nicht, dass ich den Kapaun und den Plumpudding mehr genießen würde, wenn es einen Mord gäbe, Master Denis«, sagte Mrs. Ditch, die durch die dunkle Türöffnung getreten war und ein Tablett mit Blutwurst und Kartoffelpüree brachte.

»Aber überlegen Sie doch nur mal, wie spannend das wäre«, hakte Denis nach. »Mit all den Polizisten und der gerichtlichen Untersuchung. Und alle hätten Angst, nachts schlafen zu gehen, weil ja vielleicht der Mörder noch draußen herumschleicht. Ich wette, Sie hätten große Angst, Mrs. Ditch. Ich wette, Sie würden sich in der Speisekammer einschließen.«

»Ja, Master Denis, da könnten Sie recht haben«, antwortete Mrs. Ditch, die sich durch diese Verleumdung nicht aus der Ruhe bringen ließ. Sie tischte Denis eine Portion Kartoffelpüree auf und nahm sein leer getrunkenes Glas an sich.

»He«, sagte Denis. »Ich will noch mehr Ingwerwein.«

»Erst wieder am ersten Weihnachtstag«, widersprach Mrs. Ditch gelassen, aber bestimmt. Sie legte ihm ein kleines Stück Blutwurst auf den Teller und zog sich danach mit dem schmutzigen Geschirr zurück. Denis fing Mrs. Bradleys Blick auf und grinste, während er sich Wasser in ein Glas einschenkte.

»Du glaubst also nicht«, sagte er ein wenig wehmütig, »dass es *tatsächlich* Leute gibt, die von Morden verfolgt werden? Ich meine, nehmen wir dich zum Beispiel. Würdest du dich nicht

als so eine Art Tiefdruckgebiet bezeichnen ... du verstehst schon

Carey lachte, und nach einer kleinen erstaunten Pausa stimmte Hugh in sein Lachen ein. Mrs. Bradley grinste.

»Ich versteh nicht viel von Tiefdruckgebieten, aber ich würde nur ungern glauben wollen, dass ich, nur weil ich ein Mal ...«

»Du meinst doch nicht etwa«, sagte Denis mit großen Augen, »dass *du* mal jemand ermordet hast?«

»Das ist ja geradezu unheimlich«, sagte Mrs. Bradley zu Hugh. Sie trank einen Schluck Wein und machte sich dann entschlossen über die Blutwurst her. Denis trank Wasser und beäugte sie ehrfürchtig über den Rand seines Glases.

»Könntest du ... Wäre es eine zu große Zumutung, wenn du ...«, platzte es nach einem Moment aus ihm heraus.

»Nein, ich denke nicht, dass ich das tun werde«, sagte Mrs. Bradley forsch.

»Tut mir leid«, sagte Denis. »Trink doch noch etwas Ingwerwein.«

Ein weiterer Jodler von Carey brachte Mrs. Ditch herbei, mitsamt einem Tablett voll Tipsy Cake, ein wenig Käse und einem Teller mit Marmeladentörtchen.

»Warum gibt es keine Mince Pies?«, fragte Denis und nahm sich ein Törtchen.

»Weil es noch nicht Weihnachten ist, Master Denis«, antwortete Mrs. Ditch, während sie Tipsy Cake auf seinen Teller häufte und gleichzeitig eine Flasche mit Pilz-Ketchup hervorzauberte, die sie neben die Käseplatte auf den Tisch stellte. Dann ging sie erneut in die Küche und kehrte mit einer Flasche Brandy zurück.